

Die Verzehung.

Eine Geschichte aus dem Schulleben von Ernst Georg.

Martha Lohmann sah unglücklich vor dem alten Schreibtische, einem Erbstück ihres Vaters, um die Censuren für ihre Klasse zu schreiben.

"Du grübelst und stöhnst ja, als ob es sich nicht um Schulcensuren, sondern um Todesurtheile handle", schalt Frau Lohmann, die Wittve eines Regierungsrathes, nachdem sie die Tochter schon längere Zeit beobachtet hatte.

"Es handelt sich um die Verzehung." "Was will das heißen? Bei fünfzehnjährigen Bacchisten hat das doch nicht viel zu bedeuten!"

"Doch, Mutter." Martha drehte sich ein wenig um. "Das letzte Schuljahr liegt jetzt vor ihnen. Wenn wir eine Zurückbehaltung, verliert sie ein ganzes Lebensjahr. Das ist keine Kleinigkeit für Mädchen, die später ihr Brod verdienen müssen."

"Wer soll denn sitzen bleiben?" Frau Lohmann unterbrach ihre Streiterei nicht während der Unterhaltung.

"Frída Sturm und Agathe von Wendheim."

"Nun, Martha, die beiden haben dir im verflochtenen Jahre oft genug die Hölle heiß gemacht. Du kommst manchmal ganz krank vor Aerger heim. Sie büßen eben nur ihre Faulheit und ihre dummen Streiche."

"Ich habe aber gerade diese beiden sehr gern", widersprach die junge Lehrerin und seufzte tief auf. "Frída ist hochbegabt, und diese Agathe — ach, was habe ich um die Liebe dieses Mädchens getrunken! Sie muß blind gewesen sein, daß sie es nie bemerkt hat. Sieh, Mutter, als Frída Sturm vor einigen Monaten so lange fehlte, da habe ich versucht, Agathe für mich zu erobern. Außerlich blieb sie zwar spröde und mißtrauisch. Aber hier — nimm einmal ihre Hefte, und blättere sie durch. Du wirst zweifellos einen Fortschritt finden. Alle Kollegen gaben mir zu, daß sie sich in den letzten Wochen gebessert hat. Ich habe Himmelhoch gebeten, daß ich sie verlockungsweise verlesen. Ich habe betont, daß es ihre Rettung wäre; aber ich bin leider überstimmt worden — leider!"

Frau Lohmann entgegnete nichts. Sie zuckte die Achseln, schaute aus dem Fenster hinaus und strickte dabei emsig weiter.

Martha wendete sich wieder ihrer Arbeit zu und schrieb zögernd, unruhig, erregt zuerst die Censur und dann mit klopfendem Herzen die Bemerkung: "Nach einstimmigem Beschluß des Lehrerkollegiums konnte das Reifezeugniß für die erste Schulklasse nicht erteilt werden."

Die Regulatoruhr schlug die siebente Stunde. Die alte Dame erhob sich, um die Vorbereitungen für das Abendessen zu treffen, und verließ das Zimmer. Martha blühte nach Erledigung ihrer Arbeit nachdenklich in die Luft.

Da hörte sie die Korridorluke, das Deffnen der Thür und eine jugendliche Stimme, die nach ihr fragte. Gleich darauf ließ das Dienstmädchen die Besucherin eintreten.

Erstaunt erkannte die Lehrerin in dem eleganten, hübschen Mädchen ihre Schülerin Frída Sturm, die leicht verlegen, aber doch etwas von oben herab grüßte.

Das verwöhnte Kind reicher Eltern schaute sich hastig in dem einfachen Gemach um. Ihre Blide trafen auch den Schreibtisch. Dabei wurde sie dunkelroth. Unverkennbar malte sich Schrecken auf ihrem Gesicht. "Verzeihen Sie", rief sie hervor, "aber ich sehe da — Sind unsere Censuren schon geschrieben?"

"Ja, Frída. Aber ich bin nicht befugt, über die Resultate zu sprechen. Diese werden Sie übermorgen erfahren."

"Fräulein Lohmann, werden Agathe und ich sitzen bleiben? Ist die Konferenz schon gewesen?"

"Ja, Frída. Aber ich bin nicht befugt, über die Resultate zu sprechen. Diese werden Sie übermorgen erfahren."

Die kleine Sturm war bleich geworden. Ihre Hand packte die der so oft verspotteten Lehrerin. "Von mir will ich ja gar nichts wissen! Aber Agathe darf nicht sitzen bleiben — unbedingt nicht!" sagte sie eindringlich. "Sehen Sie mich meinestwegen in die dritte Klasse zurück; aber lassen Sie, bitte, meine Freundin in die erste kommen, liebes, gutes Fräulein Lohmann."

"Sie sind alt genug, um zu wissen, daß Sie Unmögliches verlangen, Frída. In der Schule entscheiden die Leistungen."

"Ich war aber doch an allem schuld", widersprach das Mädchen heftig. Wahrhaftig — ich habe mit meinem Spott Agathe gegen alle Lehrer

aufgehört. Ich habe sie vom Arbeiten abgehalten und ausgelacht, wenn sie lernen wollte. Nur ich bin schuldig." "Warum haben Sie das gethan, Frída? Sie wußten doch wohl genau, daß Sie Ihre Freundin damit schädigten?"

Frída blühte in das müde Antlitz, die traurigen Augen ihrer Lehrerin und brach plötzlich in Thränen aus. "Ich habe es eben nicht bedacht", sagte sie, "ich wußte ja auch nicht, wie dem Wendheim's sind."

"Das hat doch mit Fleiß und Aufmerksamkeit nichts zu thun!" widersprach Martha Lohmann sanft. Ihr Herz begann zu klopfen.

"Doch!" Das junge Ding war mit einem Male ganz wilde Erregung. "Agathe darf eben nicht sitzen bleiben. Frau v. Wendheim lebt von einer kleinen Pension und sticht Tag und Nacht, um für den Leutnant und den frechen Kadetten einen kleinen Zuschuß zu verdienen. Für Agathe und Traute zahlt der Onkel Major das Schulgeld. Vorhin war er bei Frau v. Wendheim, und hat geschrien, und getobt und geschworen, daß Agathe, wenn sie sitzen bleibt, sofort aus der Schule genommen wird!"

"Ist dies so schrecklich?" Fräulein Lohmann lächelte ein wenig. "Natürlich, dann kann sie doch nicht Malerin werden. Ihr Onkel will sie aufs Land geben, und dort soll sie zur Wirthschaftsmamsell ausgebildet werden. — Agathe darf also nicht sitzen bleiben, Fräulein! Wirklich nicht! Ihre Mutter wird zweifeln über die Schande. Ihre Brüder würden sie verspotten, ihre Schwestern sie verachten. Ich kenne meine Freundin. Sie hält, was sie sagt, und sie hat mir soeben geschworen, daß sie sich das Leben nimmt, wenn sie sitzen bleibt. Sie hat doch zuletzt so eifrig gearbeitet! Helfen Sie ihr doch!"

Frída Sturm war längst fort, da fühlte ihre Lehrerin noch die Eiskälte, das lähmende Entsetzen, das sie erpackt hatte, als sie die letzten Worte gehört. Vergebens bot Frau Lohmann ihre ganze Verehrtheit auf und versuchte, die Tochter zu überzeugen, daß zwischen derartigen überspannten Redensarten und der Ausführung solcher That ein großer Unterschied wäre, daß gerade Bacchiste so oft mit Todesgedanken um sich zu werfen pflegten.

Martha lag die ganze Nacht schlaflos. Fieberhaft erregt erhob sie sich am Morgen und begab sich in die Schule. Ihre Augen suchten sofort angstvoll die beiden widerspenstigen Freundinnen, an deren Bank — es war die letzte — sie trat.

Zum ersten Male fiel der Lehrerin die Dürftigkeit des Anzuges auf, die sie über dem interessanten Gesichtchen ihrer widerwilligsten Schülerin stets unbeachtet gelassen hatte. Was mochte das Kind schon an Roth und Bitterkeit erlebt haben? Was für ein Dornenweg lag vor ihr im günstigsten Falle, und welche Hölle, wenn die Härte des Onkels sie wirklich zu solcher Erniedrigung zwang?

Martha Lohmann benützte die große Pause, ließ sich bei dem Direktor melden und trug ihm noch einmal die Angelegenheit vor für die sie fein besonderes Wohlwollen erbat. Nachdem er ihr versprochen hatte, die Verzehung noch einmal reichlich zu erwägen und mit ihren anderen Lehrern zu besprechen, verließ sie ihn erleichtert. Sie wußte, der gerechte und gütige Mann würde sein Möglichstes thun.

Am folgenden Tage fand der Semesterschluß mit Censurenvertheilung und Verzehung statt. Martha Lohmann im schwarzeidenen Kleide stand neben dem Podium, von dem aus der Direktor seine Ansprache zu halten pflegte. Sorgenvoll behielt sie Agathe im Auge, die steif und stumm dasaß und auf Frída Sturm's leises Geschwätz lauschte. Wie bleich und unvortheilhaft das Mädchen in dem spärlichen grauen Hänger aussah! Welche Gedanken mochten durch ihren Kopf gehen, welche Angst ihr Herz erfüllen! Martha hatte noch keinen Bescheid von dem Direktor erhalten, keinen Auftrag, die verhängnißvolle Censur noch einmal zu schreiben.

Sie zuckte schreckhaft zusammen. "Fräulein Lohmann, bitte, eine Minute", sagte eine Stimme. Der Anstaltsleiter stand vor ihr und führte sie in das anstoßende Zimmer. "Ich habe mit allen Lehrkräften der zweiten Klasse noch einmal Rücksprache genommen", fuhr er fort, "und ich bin warm für die kleine Wendheim eingetreten. Ich versichere es Ihnen. Leider hat die Majorität gegen sie entschieden."

"Die arme Mutter!" flüsterte Martha. "Es ist bitter traurig, daß wir so oft die Eltern schwerer strafen als die Kinder selbst", sagte er ernst. "Aengstigen Sie sich übrigens nicht, ich habe bereits an Frau von Wendheim geschrieben, ihr die Sache auseinanderzusetzen und für Agathe bei dem Herrn

Vormund ein gutes Wort eingelegt. Trotzdem ich an solche Kinderproben absolut nicht glaube, habe ich sogar gebeten, das Mädchen heute abzuholen und in Auge zu behalten."

"Ich danke Ihnen, Herr Direktor." Martha schlich mit zitternden Knien in den Saal zurück. Unwillkürlich schaute sie nach Agathe. Ihre Augen begegneten sich in stummer Frage und Antwort. Die Lehrerin erlebte noch mehr. Die Schülerin senkte tief den Kopf.

Sie ließ sich die Hand drücken und schritt dann neben Frída die Treppe hinab und dem Ausgang zu.

Als Martha Lohmann ihre Klasse entlassen, schaute sie Agathe noch aus dem Fenster angstvoll nach, athmete befreit auf, als sie vor dem Hausthor eine schlanke, dunkelgekleidete Dame stehen sah, die dem Mädchen entgegenging und Agathe hastig in die Arme schloß.

Die Mutter hatte ihr Kind selbst in Empfang genommen. Etwas beruhigter begann die abgehezte Lehrerin ihre Ferien. Aber noch am Abend im Bett beschäftigten sich Martha's Gedanken mit der Schülerin, die heute sicher die veräurten Pflichten und thörichtsten Streiche mit Leihen Reuehänden büßte. Sie hatte sie ihr, trotz aller Verheißungen, nicht ersparen können und hoffte, daß Agathe verständlich genug war, die Strafe als gerechtes Besserungsmittel hinzunehmen.

Spät am Morgen erwachte Martha erst, als die Mutter kam und sie anrief. "Guten Morgen, Martha. Ich mußte dich leider wecken. Der Schuldienet bringt dir einen sehr eiligen Brief vom Direktor, der um sofortige Antwort bitten läßt."

Martha riß den Umschlag auf und überflog die Seiten. Dann sagte sie: "Der Direktor schreibt mir, daß Baron v. Wendheim noch gestern Abend spät sein Mündel Agathe abgemeldet habe, da er sie aufs Land in Pension zu geben wünsche. Der Direktor bittet mich, selbst noch einmal zu den Wendheim's zu gehen und zu versuchen, dieses Geschick von der Kleinen abzuwenden. — Bitte, Mutter, sage dem Schuldienet, ich ließe mich empfehlen und würde den betreffenden Besuch sogleich machen."

Zwei Stunden später befand sich Martha bereits auf dem Wege. Sie hatte sich eindringliche, zu Herzen gehende Worte für den strengen alten Offizier zurechtgelegt und sah erstaunt, daß sie dem Ziele bereits nahe war. Das große Miethshaus auf der anderen Straßenseite mußte die ihr bezichnete Nummer tragen. Vor dem Thortweg hielt ein Wagen, und viele Menschen, besonders Frauen und Kinder, standen aufgeregter schwabwendend und gestikulirend umher.

Etwas beunruhigt überschritt die Lehrerin hastig den Fahrdamm. "Der Arzt selbst hat das arme Mädel ins Krankenhaus gebracht und ist nun oben bei der Mutter. Die soll ja von einer Ohnmacht in die andere fallen", sagte jemand. "Was ist denn geschehen?" fragte Martha erblassend. Ihre Anie begann zu wanken.

Eine Frau, froh, das Gehörte weitergeben zu können, rief: "Oben bei der Frau Hauptmann Wendheim hat sich die Agathe, was die zweite Tochter ist, heute gegen Morgen mit ihres Vaters Pistole erschossen wollen."

"Heiliger Gott! — Ist sie todt?" "Noch nicht ganz. Eine schreckliche Wunde im Kopf hat sie aber, und blaf sah sie aus wie der Tod."

"Warum nur?" enfsuhr es Martha in wilder Pein, trotzdem sie den Grund gut genug wußte. "Die Tochter von dem reichen Sturm hat es ja laut rausgeschrien, daß nur die Schule daran schuld ist, daß es eine abscheuliche Ungerechtigkeit wäre! Sagen lassen haben sie das Mädel, trotzdem sie die Klügste in der Klasse war!"

Martha hörte nichts mehr. In ihren Ohren lautete und brauste es. Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie von einem zum anderen. Aber sie sah nichts als Haß, Zorn, Unzufriedenheit gegen ihren Stamb, also gegen sie selbst. Alle, alle waren gegen sie. Die Zeitungen würden sich der Sache bemächtigen, eine Standeshistorie daraus machen, und ihr Name würde gebrandmarkt. Niemand würde ihr glauben, niemand ihr mehr ein Kind anvertrauen! Sie aber hatte alle geliebt, alle zu verstehen und gerecht zu behandeln versucht. Sie hatte immer nur unter eigenen Qualen gestraft.

Mit schweren Gliedern schleppte sie sich wie im Fieber heimwärts. Die Mutter und das Dienstmädchen brachten sie zu Bett. Als alle Beruhigungsmittel der Hausapotheke nicht halfen, wurde der Arzt gerufen. Er verordnete Pflaster, verschrieb ein Rezept voller wichtig klingenden Mediciner und befahl strengste Ruhe.

Die ganzen Ferien vergingen so.

Vierzehn Tage verbrachte Martha Lohmann im Bett in wildem Fieber oder in dumpfer Apathie. Dann ging es mit ihrem Befinden langsam und stetig besser. Ihre beste Medizin waren nicht die Tropfen und Pulver, sondern die Liebesbeweise aus dem Schülerinnentriebe und dem Lehrerkollegium. Ihr Zimmer duftete von Blumen. Auf ihrem Tische häuften sich Briefe und Postkarten. Der Direktor kam mit seiner Gattin persönlich und brachte ihr das Zeitungsblatt, in dem er eine energische Protesterklärung mit den Unterschriften aller Lehrer der Anstalt veröffentlicht und dadurch alle weiteren Protestheben vermieden hatte.

"Wie geht es Agathe v. Wendheim, und was wird aus ihr?" fragte Martha zögernd. "Sie ist nach Magdeburg zu einer Tante gebracht worden. Dort wird sie vorerst ihr Zeichenlehrerinnen-Examen machen. Reicht ihr Talent aus, so soll sie in Berlin in der Malerei weiter ausgebildet werden", antwortete der Direktor.

Die Lehrerin legte eine Minute die Hand über die Augen. "Und Frída Sturm?" sagte sie kaum hörbar. "Mit Frída habe ich in Gegenwart ihrer Eltern mich eine Stunde sehr ernst unterhalten", erzählte der Direktor. "Ob ich sie überzeugt habe, weiß ich nicht. In jedem Falle werden Sie in ihr künftig eine willigere und bescheidenere Schülerin finden, liebes Fräulein Lohmann."

Martha blühte fassend vor sich hin. "Wie schwer wird es uns gemacht, in einem Jahre eine Bräute zu den Herzen so vieler Kinder zu schlagen! Ich bin ganz verzagt, Herr Direktor."

"Kopf hoch!" ermunterte er. "Liebe zum Berufe und Pflichttreue haben Sie genug. Mit dem Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, müssen wir uns trösten."

Dankbar drückte sie dem Direktor die Hand. Muthool trat sie beim Schulanfang vor ihre neue Klasse.

Mein Geburtstag.

Humoreske von Hermann Dehler - Chemnitz.

Gott sei Dank! Für diesen Tag bin ich nicht verantwortlich zu machen. Auch nicht für die alljährliche Wiederkehr desselben. Ich gönnte mir sonst die bittersten Vorwürfe nicht ersparen, denn seit einer Reihe von Jahren verunglückt dieser Tag stets.

Eigentlich soll er doch ein Freundtag sein, schon in Andenken dessen, daß sich das "Geburtsstagskind" wieder 365 Tage durch alle Sympen und Charribden des Daseins frisch-fröhlich durchgeschlagen hat. Mir gelingt es nie, ihm diesen Stempel aufzudrücken. Im vorigen Jahre feierte ich meinen Geburtstag im Kreise einiger lieben Freunde. Wir begoffen uns die Nase dreimal kräftig, denn es war mein fünfundsingzigster. Doch als ich gegen Morgen mit dem Zuge nach meiner Vorstadt hinausfahren will, steig ich aus Versehen in den Breslau-Gen.-Expres und merke diesen Irrthum erst, wie ich so bei Sonnenaufgang in Hof erwache.

Jeder vernünftige Mensch forscht bei einem Mißgeschick den Ursachen nach und zieht sich daraus Lehren. So auch ich: ergo: In diesem Jahre feiere ich meinen Geburtstag zu Hause.

Ich gebe meiner Wirthschafterin die Weisung, für diesen Abend den Salon anzubereiten, da ich um 7 Uhr bereits zurückkehren gedenke. Als Mann von Energie gelingt mir das auch. Punkt 7 Uhr bin ich zu Hause, rechts und links mit Dittateffen und einigen Flaschen Wein beladen, die ich mir zum Geburtstagschenke.

Meine Wirthschafterin ist noch da, obgleich sie in einer Nachbarstraße wohnt. Sie empfängt mich mit ganz eigenthümlich verklärtem Gesicht an der Vorkalkthüre.

"Na, Frau Reintiegel, was ist denn los? Haben Sie noch nicht Feierabend gemacht?" "Gehne Se mal ers rein!" (Sie rammt aus Köln.) Sie reißt die Thüre auf. Ein blendender Lichterglanz strahlt mir entgegen. Ich bin überrascht, sprachlos. "An ich thun Ihnen gratulie, daß Se weitersch lebe ... weiterich lebe..."

Weiter kommt sie nicht. Mein Gesicht hat wohl keinen allzu freundlichen Ausdruck. Und ich habe Ursache, Höse zu sein.

Meine biedere Wirthschafterin hat 26 Lichter, (die Zahl meiner vollendeten Lebensjahre) aufgestellt. Damit diese Lebensstergen aber nicht umfallen, hat sie die Tischbede weggehoben und jedes einzelne Licht recht solid und gewissenhaft auf der polirten Platte des Stegtisches mit Stearin festgestittelt.

Mein guter, theurer Tisch! In der Mitte liegt, aus Teig gebacken, eine dampfend heiße "26". Die Polster wird an der Unterseite in die Koffinen gezogen sein. Weg war sie auf jeden Fall, wie ich am anderen

Tag bemerke. Ich erkenne jedoch den guten Willen an und unterdrücke meinen Zorn.

"Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit, Frau Reintiegel! (Ich habe noch nie eine größere Lüge gesagt!) Inbessen jetzt räumen Sie mal das Zeug ab! Ich bin sehr hungrig, und überdies habe ich hier einen Rothsporn mitgebracht, von dem sollen Sie mal ein Glas auf mein Wohl trinken."

"Da is nicht zu mache, Herr! Die Lichter müsse brenne bleibe." "Nanu. Warum?" "Das sin Ihre Lebenslichter. Wenn Se je ausbische, müsse Se sterbe!" "Unsin! Weg damit!" "Da is nicht zu mache!" "Sie weigert sich standhaft, also muß ich nachgeben, um sie nicht zu verlegen."

In unserer Heimath is das so Sitte!" erklärt sie mir, während ich entsezt konstatare, daß meine Lebenslichter von der Größe kleiner Altartafeln sind, so daß jedes seine drei bis vier Stunden brennt.

"Aber das geht wirklich nicht, Frau Reintiegel. Ich möchte heute Abend bei Zeiten schlafen gehen und kann doch der Lichter wegen unmöglich bis Mitternacht aufbleiben."

"Gehne Se nur schlafe, ich wer scho aufpasse!" "Ich verlege mich nun aufs Handeln." "Ich denke, zehn genügen auch, Frau Reintiegel!" "Nicht zu mache. Se müsse alle brenne."

Ich komme ihr entgegen und wir einigen uns auf fünfzehn. "Se müsse je aberst selbstens ausblase. Ich will nicht Schuld habe an Ihrem Unglück."

Ich mache mich schleunigst davon und versuche, ob ich nicht noch eins unterbringen kann. Aber meine treue Lebenshüterin zählt mit und fällt mir in die Pushe: "s is gut, die andern bleibe!" — Na also!

Die verglühten Dichte schwellen und erfüllen das Zimmer mit einem scheußlich stinkenden Nebel, den auch die feinste Havanna nicht wirksam zu bekämpfen vermag.

Darin steht mit übergeschlagenen Händen und verklärtem Gesicht meine Wirthschafterin, auf dem breiten sicheren Postamente ihrer Persönlichkeit ruhend.

Ich lege mir derweilen auf einem bescheidenen Stuhle des Schreibtisches mein Geburtstags-Abendbrod zurecht, das ich im Stehen einnehme.

Der Qualm wird immer unerträglich. Dazu speit mein alter treuer Berliner heute eine ungeheure Höhe aus. "Machen Sie mal Fenster und Thüre auf, Frau Reintiegel, wir ersticken sonst." Nach zwei Minuten ist es hundelalt im Zimmer. Draußen herrscht eine Temperatur von minus 12 Grad. Mir schlagen die Zähne gegeneinander, und doch ist der Qualm noch nicht abgezogen.

Ich stelle mich mit dem Rücken an den Ofen, verbrenne mir dabei den Ballen der rechten Hand und stoße einen Topf um, dessen siedendes Wasser mir die Beine verbrüht.

Nachdem ich mit hungrigem Magen und verbrühten Gliedmaßen in stinkender Luft 15 Minuten lang richtig durchstören bin, lasse ich Fenster und Thüre wieder schließen.

Meine Lebensstergen sind noch nicht zur Hälfte niedergebrannt. Frau Reintiegel steht noch immer davor und freut sich meiner voraussichtlich endlosen Lebensdauer.

"Ich danke! Ich habe genug!" "Ne die müsse Se noch annehme!" "Aber dann flugs! Ich will endlich ungestört mein Abendbrod einnehmen." "Ziehne Se mal e Röckchen an, wo de größten Taschen inne hat!" "Wozu diesen Unfinn?" frage ich etwas barisch.

"Is kein Unfinn! Das is ene Sitte bei uns in Kölle." "Sie läßt nicht eher nach, als bis ich meinen neuen schwarzen Gehrock angezogen habe."

"Nun thun ich Ihne de Auge zubinde, und Se müsse rathe, was ich Ihne in de Taschen stede!" Frau Reintiegel umwickelt die Okulare meiner Gehirntamera so gewissenhaft daß ich befürchten muß, mein Augenlicht nie wieder zu erhalten. "Ru könne Se greife!" "Los! Ich erfasse etwas sprödes Rundes."

"Ru?" "Das ist ein Lebuchen." "Is richtig. Weiter!" — "Ich befördere drei Apfelsinen, ein Duzend Cigarren, eine Cereslatwürf, eine Flasche Likör und einige Fäße voll Knodmandeln zu Tage. Zuletzt greife ich in einen schmierigen Brei, in dem etwas herumzappelt. Da kneipt mich etwas furchtbar in den Finger der rechten Hand. Ich reiße mich der Linken die Binde von den Augen und sehe zu meinem Schrecken, daß sich an meinem rechten Zeigefinger ein Hummer von der Größe eines Ho-

telstiefelstreiches festgebissen hat, so daß das Blut bereits herabläuft. Und das Thier ist in einem Pfeffertuchendrei eingeklinkt, der in dicken Thränen herabtropft.

"Jessa! Der Kuhe is vergange!" "Ich erkläre Ihnen, daß Sie komplett verrückt sind!" — "Ich lese die verschiedenen Desitateffen und überschlage mir, daß sich Frau Reintiegel meinen Geburtstag gegen 15 Mark hat kosten lassen — Lichter und Gebäd eingerechnet. Na, aber Frau Reintiegel, so viel Geld hätten Sie wirklich nicht ausgeben sollen. Haben Sie denn so viel übrig?" frage ich einleitend.

"Ne, überlee habben ich nich. Is auch nich von mir!" "Also ebort? Ei, ei! Dann werde ich es Ihnen wiedergeben."

"Das thun ich nich nehme. Das is ja schon Ihne!" "Wie?" "Es hat da auf dem Schreibtisch gelege. Der Briefträger hat es heute zur Früh gebracht."

Da packte mich der Zorn. "Ist das vielleicht auch eine könlische Sitte, was? Jetzt habe ich Ihre sittenlose Geburtstagsfeier satt. Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen!"

"Aber Ihre Lebenslichter müsse Se kümmeren Sie sich nicht um meine Lebenslichter, Sie aberne — Mir lag ein Schimpfwort auf der Zunge. Ich unterdrücke es aber und strich mit einer einzigen Bewegung den ganzen Kram vom Tisch auf die Erde. — In der Finsterniß war sie entwichen."

Am andern Morgen mußte ich zu Bette bleiben. Ich hatte mir einen furchtbaren Katarrh zugezogen, dessen Ausheilung mich 10 Mark für Arzt und Apotheker kostete. In dieser Situation hatte ich Ruhe, die Verlustrechnung meines Geburtstages abzuschließen: 15 Mark für Lichter, Gebäd, Hummer u. a.; 12 Mark für Aufpolieren der Tischplatte; 35 Mark für einen neuen Gehrock; 10 Mark für Arzt und Apotheker; 72 Mark in Summa für eine Geburtstagsfeier auf Kölle'sche Art."

Das war mein Sechszundzwanzigster!

Wirthständlich.

Kommiss (der verschiedene Tuchmuster vorgelegt hat): "Nun, haben Sie schon gewählt, mein Fräulein?"

Bacchisch (verschämt): "Noch nicht, — mein Herz ist noch frei!"

Dienstbotenzugniß.

Amalie Wehselemer hat bei mir am 25. Mai 1909 von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittag's treu, fleißig und brav gedient. — Anna Streng.

Sein Standpunkt.

"Ich schätze für durchbrochene Strümpfe!" "Ich nicht, Fräulein. Ich laß mir meine immer stopfen!"

Ursache und Wirkung.

"Warum der Chef heute wohl solchen Krach macht?" "Weil das Geschäft so still ist."

Rache.



Ein Unheilbarr.

Professur: "Da habe ich richtig vergessen, wo ich wohne; macht nichts, ich laufe ja ins Restaurant gehen und dort im Verhuch nachschauen — wenn mir jetzt nur auch mein Name wieder einfallen würde!"